N11< 45295173 021

UB Tübingen

Noch einmal Freretown.

Im Aprilheft dieses Jahrgangs haben wir schon ausführlich über die Gründung des Sklavenasyls Freretown in Ostafrika berichtet. Seither sind uns aber noch eingehendere Mittheilungen aus dem Tagebuch von Miss. Price zugekommen, welche den Zeitraum von Ende September vorigen bis Anfang Februar dieses Jahres umfassen, und gewiß erweisen wir unsern Lesern einen Dienst, wenn wir das Wichtigste daraus im Auszug hier wiedergeben.

Was zuerst die Versorgung der befreiten Sklaven betrifft, so versichert der übrigens allezeit muthig und frisch zugreifende Price, daß dieselbe „kein Spaß" sei. Man denke sich beinahe 300 (jetzt 375) Männer, Frauen und Kinder, in verkommenem Zustand, ausgehungert, nackt, krank, mißtrauisch, unwissend, an allerlei Laster gewöhnt, dazu eine Sprache oder gar mehrere Sprachen sprechend, von welcher ihre weißen Wohlthäter auch nicht ein Wort verstehen. Aber mit langen Reden und Unterhaltungen wäre auch gar nicht gedient. Vor allem müssen die Armen zu essen kriegen und irgendwie untergebracht werden. Was sie brauchen ist zwar wenig und einfach genug, aber im elenden Mombas sind auch die gewöhnlichsten Lebensmittel, zumal für eine solche Menge nicht leicht aufzutreiben. Und wenn die Einkäufe gemacht sind, dann muß erst noch gekocht, ausgetheilt und zugesehen werden, daß dabei alles mit rechten Dingen zugeht. Denn von Ordnung, Anstand und dergl. haben diese Sklaven keine Ahnung. Ja, es sind einige unruhige Geister unter ihnen, welche nicht nur das größte Mißtrauen gegen die Europäer haben, sondern auch ihren Mitbefreiten bange machen und sie aufhetzen. Da muß bei aller Liebe aufs Strengste verfahren werden. Die Freiheit würde bald wieder in ihr Gegentheil umschlagen, wenn sie nicht weise beschränkt würde. Die Gesunden werden zur Arbeit angehalten, die Kranken nur mit Mühe zur rechten Benutzung der dargereichten Mittel vermocht. Aber sie sind eigensinnig und träge, und es ist schwer es auch nur Einem recht zu machen. Eine der ersten Maßregeln ist unter solchen Umständen, nachdem alle Namen aufgeschrieben, die Alten und die Jungen, die Männer und die Weiber, die Mädchen und die Knaben in Gruppen eingetheilt und unter Dach gebracht sind, die Aufstellung eines schwarzen Po-

lizeicorps. Acht Mann wurden hiezu ausersehen und mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung betraut, zwei davon ausschließlich für den Nachtdienst. Aber o weh! eines Sonntags wird Einer dieser Beamten betrunken gefunden und muß selbst streng bestraft werden. Der „tembo", ein stark berauschendes Getränk, das die Eingebornen jener Gegend selbst bereiten und oft bloß deßwegen trinken, um im Rausch ihr Elend zu vergessen, ist neben der Sklavenwirthschaft ein Hauptfluch des Landes.

Aber freilich, diese letztere ist das Schlimmste. Schon schwärmen, scheint's, gewisse Menschenfänger um die neugegründete Freistätte herum, um auch in diesem Teich um so bequemer ihre Fische ins Netz zu bringen. Gleich am ersten Tag der Landung, wo freilich bei der allgemeinen Verwirrung noch manches drunter und drüber gieng, war es solch einem Spitzbuben gelungen zwei der eben erst befreiten Weiber zu entführen und wieder in die Sklaverei zu verkaufen. Ein anderes Mal wurde ein Suaheli-Mann noch zu rechter Zeit dabei ertappt, wie er Einen der befreiten Sklaven zu beschwatzen suchte, daß er ihm folge — versteht sich in ein vorgespiegeltes Glück, in Wirklichkeit aber in die alte Knechtschaft. Natürlich wurde dieser Verführer ergriffen und dem Wali oder Gouverneur von Mombas übergeben, während auch der englische Konsul Bericht über die Sache erhielt. Nichtsdestoweniger wurden etwas später wieder sechs befreite Makua-Leute vermißt. Möglicher Weise waren sie aus eigenem Antrieb davongelaufen, möglicher Weise aber auch unter irgendwelchen Vorspiegelungen ins Elend gelockt worden. Im Vergleich mit solchen betrübenden Erfahrungen waren manch' äußere Unglücksfälle leicht zu ertragen. Zweimal brachen heftige Gewitterregen mit Sturm über die noch im Entstehen begriffene Ansiedlung los und durchnäßten eine ganze Reihe der leicht gebauten Wohnungen. Doch blieben gerade die befreiten Sklaven in ihren Hütten ziemlich trocken, was um so dankenswerther war, da sie noch nicht recht mit Kleidern und mit Bettwerk gar nicht versehen waren. Später bekam dann jeder eine Matte zum Schlafen, die Dächer wurden ausgebessert, wo der Regen eingedrungen war und alles immer fester und wohnlicher eingerichtet.

Natürlich stieg nun in den Meisten auch der Wunsch nach einer Art Familienleben auf. Einige waren schon früher verheirathet gewesen, andere wollten es werden. Jedenfalls konnten die schwarzen

Männer und Weiber nicht wohl begreifen, warum sie getrennt von einander leben sollten, und den Missionaren blieb nichts übrig, als auch in dieser Beziehung sich der natürlichen Bedürfnisse ihrer Pflegbefohlenen anzunehmen und dafür zu sorgen, daß doch wenigstens alles in Ehren zugehe. So wurden denn die heirathslustigen Männer und Frauen in zwei Reihen aufgestellt und dann Einer nach dem Andern gefragt, welche der hier anwesenden Schönen er sich zur Ehefrau auserkoren habe. In einigen Fällen bestand schon vorher ein Einverständniß zwischen den Betheiligten, mehrere Männer wählten sich aber auch erst bei dieser Gelegenheit ihre Bräute und ein armer Tropf gerieth dabei in solche Verlegenheit, daß man ihn trotz seiner schwarzen Haut fast erröthen sah und er endlich mit einem kuriosen Zucken der Schultern stammelte: „ich würde sie alle gern heirathen, aber ich weiß nicht, welche von ihnen mich haben will". Natürlich brach alles in lautes Gelächter aus und der bescheidene Jüngling mußte für dießmal unverrichteter Sache wieder abziehen. Noch komischer war eine andere Scene. Eine der Erwählten nämlich schien sich ihrem Liebhaber nicht so ohne Weiteres ergeben zu wollen, sondern spielte die Spröde, wandte dem Werber den Rücken und stierte ganz gleichgültig ins Blaue hinein. Wie erschrak sie aber, als es alsbald hieß: nun gut, es werde Niemand gezwungen, der Mann müsse eben auf sie verzichten. Sie hatte bloß noch etwas hofirt werden wollen, beeilte sich aber jetzt, wo es Ernst wurde, ihren Fehler wieder gut zu machen. Auf diese Weise kamen schließlich 14 Paare zusammen. Miss. Price nahm jedes besonders, legte ihre Hände in einander, ließ sie eine Art Gelübde ablegen, und wies ihnen dann ihre neuen Hütten an. Wären noch mehr solche Wohnungen fertig gewesen, so hätten auch noch mehr Ehen geschlossen werden können, da jedes Paar doch seine eigene Wohnung haben mußte. Die Andern mußten eben noch warten.

Ferner wurden 26 Knaben ausgesucht, um unter den Werkmeistern Last und Pearson das Maurer- und Schreinerhandwerk zu erlernen und für ihre Beaufsichtigung und Beköstigung besondere Vorsorge getroffen, während 20 junge Mädchen nach Kisuludini gebracht wurden, um unter Polly's Leitung das Lesen nnd Schreiben, Nähen und Kochen zu erlernen. Die übrige Jugend wurde in Freretown selbst der Fürsorge des guten Jakob Wainwright übergeben, bis am 20. Jan. d. J. ein eigener Schulmeister, Namens

Handford, aus England für sie ankam. Welche Freude für den unermüdlich um alles sich annehmenden und überall selbst Hand anlegenden Price, als er am 27. Jan. einen unerwarteten Besuch im neu errichteten Schulsaal machte und hier alles in der schönsten Ordnung traf! Nicht nur waren die Wände bereits mit Landkarten und schönen Bibelsprüchen geschmückt, sondern unter Jakob und drei Monitoren waren die schwarzen Jungen in Gruppen eingetheilt und an der Spitze des Ganzen schaltete und waltete bereits der neue Lehrer, wie wenn er längst unter diesen kleinen Kobolden zu Hause gewesen wäre. Sie hatten gerade eine Singstunde bei ihm und lernten die Tonleiter. Es gieng alles ganz gut und zum Schluß knieten sie alle hin und sprachen ihrem Lehrer ein kurzes englisches Gebetlein laut nach. Das war freilich ein herzerfreuender Anblick, und Gott dankend gieng Price wieder von dannen.

Wie aber steht es mit dem Unterricht der Erwachsenen, mit der Verkündigung des Evangeliums an diese schwarzen Heiden? wird mancher ungeduldige Missionsfreund fragen. Nun, zu seiner Beruhigung können wir sagen, daß auch hiemit schon ein kleiner Anfang gemacht ist. Als im November vor. Jahres der Katechist Georg David aus Kisuludini gekommen war und am Sonntag Morgen den Christen eine Suaheli-Predigt über die Worte „Ihr seid das Salz der Erde„ gehalten hatte, wurden am Nachmittag auch etwa 200 der befreiten Sklaven versammelt, um ihre erste Lektion im Christenthum zu erhalten. Aber wie gieng es dabei zu? Einfach genug! Wie man mit den kleinsten Kindern verfährt, so mußte man es hier angreifen. Georg hatte sich vorgenommen, ihnen für diesmal nur zwei Grundwahrheiten beizubringen, erstlich: Es gibt einen Gott! und zweitens: Dieser Gott ist allgegenwärtig! Nachdem er ihnen diese zwei Sätze zur Genüge erklärt hatte, theilte er seine Zuhörerschaft in kleinere Gruppen und sprach ihnen dann dieselben solange vor, bis sie alles richtig auf Suaheli nachsprechen konnten. Das Ganze dauerte anderthalb Stunden und der geduldige Prediger hatte die neue Formel wohl 300 Mal zu wiederholen, bis alle dieselbe gefaßt hatten, eine schwere Arbeit! Und das alles um einer Formel willen? Wir hoffen doch nicht, sondern wie Kinder, wenn sie das Einmaleins lernen müssen auch noch keine Ahnung davon haben, was für Wunderdinge sie durch dasselbe ihr ganzes Leben lang ausrichten werden, so mag jener Unterricht den armen

Sklaven auch noch gar trocken und inhaltslos erschienen sein, nichtsdestoweniger aber in das ABC einer neuen unsichtbaren Welt sie eingeleitet haben, in welcher sie einst noch Leben und Seligkeit finden können. Wer übrigens eine bessere Methode weiß, der ist gebeten sie bekannt zu machen, oder noch besser: der gehe selbst an Ort und Stelle und versuche einmal seine Kunst! Niemand wird froher darüber sein als Miss. Price, der keinen Anstand nimmt, sich jeder Hilfe auf diesem Gebiete zu bedienen, von welcher Seite dieselbe auch kommen mag.

So ließ er am 26. Sept. den methodistischen Missionar Wakefield seinen afrikanischen Christen eine Predigt halten und schrieb dann in sein Tagebuch: „Hr. Wakefield sprach mit Ernst uud Nachdruck und fesselte die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer 40 Minuten lang, und das in einem Zimmer, wo es so heiß wie in einem Treibhause war. Ich bin immer froh, wenn ich jemand bekomme, der die Sprache fließend sprechen kann und den Leuten eine Predigt hält. Zwar fürchte ich, daß gewisse gute Christen daheim mich für recht unorthodox halten werden; doch hoffe ich immer noch ein ganz loyaler Sohn unsrer theuren alten englischen Kirche zu sein; ich liebe ihre Einrichtungen und die Grundsätze, auf welchen sie ruht, ich liebe ihr Bekenntniß und ihre Liturgie — aber angesichts des riesigen Berges von Heidenthum und Verderben, vor dem wir in diesem Lande stehen, erscheinen jene Fragen, welche daheim die religiöse Welt so mächtig bewegen, als bloße Kleinigkeiten und der Unterschied zwischen Methodisten und Episkopalen sinkt zur Bedeutungslosigkeit herab. Unser Motto ist: ‚Friede sei über alle, die da lieb haben unsern Herren Jesum Christum aus reinem Herzen'." Auch als am 30. Dez. der große Missionsbettag gefeiert wurde, nahm der oben genannte Missionar, welcher zur sog. Frei-Methodistenkirche gehört, daran Theil, ein neuer und schöner Beweis für die im Geist und in der Wahrheit unirende Kraft der Mission.

Seit übrigens am 2. Jan. d. J. der schwarze Katechist William Jones mit 40 andern Afrikanern aus Bombay in Freretown eingetroffen ist, hat er die Predigtarbeit für die Suaheli-Gemeinde übernommen, welche sich regelmäßig früher im Missionshaus in Mombas, jetzt im Schulsaal von Freretown zum Gottesdienst einfindet. Von den befreiten Sklaven haben bis jetzt natürlich nur die kleineren Kinder durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen

werden können. Eins dieser Schäflein ist auch bereits vom guten Hirten heimgeholt worden. Es war eins von 28 Mädchen, die am 21. Dez. getauft worden waren, und starb schon 14 Tage darauf. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch ein Platz als Gottesacker abgesteckt und das erste christliche Leichenbegängniß in Freretown gefeiert. Übrigens fiengen die hiezu mitgenommenen Mädchen so zu schreien und zu weinen an, daß man sie schnell wieder entfernen mußte. Arme Geschöpfe! sie fürchteten wohl, man habe sie zum Todtenopfer ausersehen und jetzt gehe es ihnen ans Leben. Seither sind noch drei Personen in Freretown gestorben, im Ganzen aber ist der Gesundheitsstand daselbst nicht schlecht gewesen. Auch den Europäern gefällt es dort besser als im unsauberen Mombas, wo der gute Seewind durch die stinkenden Dünste der Stadt unwirksam gemacht wird. An Krankheit hat es deßwegen doch nicht gefehlt. Miss. Price selbst hatte wieder viel zu leiden, was aber kein Wunder ist, wenn man an die beständige Anspannung aller Leibes- und Seelenkräfte denkt, welche eine so verantwortungsvolle, alle Tage neue Sorgen bringende Arbeit nothwendig herbeiführen muß. Auch seine Frau hatte von neuem schwere Fieberanfälle und war so krank, daß sie z. B. die am 20. Jan. angekommenen Briefe von ihren eigenen Kindern nicht einmal lesen oder auch nur sich vorlesen lassen konnte. Dieselbe Post brachte u. A. auch die Nachricht von der neuen Mission, welche in König Mtesas Reich gegründet werden soll, und es ist sehr bezeichnend, wenn Price schreibt, an jenem Abend sei er mit entschiedenen Symptomen von „Uganda" (=Fieber) ins Bett gegangen. Seine Frau brachte er dann nach Kisuludini, wohin es diesmal auf dem bequemen Schifflein „Alice" und dann auf dem neugebahnten Wege viel leichter zu reisen war als je vorher.

Auch in Kisuludini selbst sieht es anders aus, als zuvor. „Rebmann's-Heim", wie sie jetzt das alte Missionshaus nennen, ist zwar immer noch nicht ganz ausgebaut, dagegen steht jetzt auch ein eisernes „Krapf-Haus", drei Fuß über dem Boden sich erhebend, ganz wohnlich da. Ueberdies sind jene 40 Schwarzen aus Bombay, lauter Ackerbauer, dort angesiedelt und haben angefangen ihr Feldgeschäft zu treiben, wobei es für die einfältigen Landeskinder manches anzustaunen und wohl auch mit Kopfschütteln zu bekritteln gibt. Uebrigens sind sie freundlich und zugänglich, so daß ein eigens in Kisuludini stationirter Missionar bald Arbeit genug haben könnte. Dazu kommt

nun die kleine Gemeinde in Giriama, von wo z. B. am 12. Dez. vier der Neugetauften sammt dem alten Abe Ngoa zum Abendmahl gekommen waren.

Aber wir dürfen uns nicht zu lange und zu weit von Freretown selbst entfernen; denn noch gar manches ist es, was wir uns von den Mühen und Sorgen des Missionars in dieser Sklavenkolonie müssen erzählen lassen. Da erscheint z. B. eines Tages eine ihrem Herrn entlaufene Sklavin und fleht um Schutz. Was ist zu thun? Die Sklaverei ist weder in Sansibar noch in Mombas abgeschafft, jene Verträge mit England untersagen bloß die Ausfuhr der schwarzen Waare, lassen aber jeden Sklavenbesitzer im unbestrittenen Besitze seines sog. Eigenthums. Freretown ist auch nicht in dem Sinne ein Asyl, daß jeder dahin Fliehende frei werden und Schutz finden würde, sondern bloß so, daß die sonst irgendwie Befreiten dort eine Zufluchts- und Erziehungsstätte finden sollen. Wohl ist es nicht unmöglich, daß früher oder später zwischen dem Sultan von Sansibar und der englischen Regierung noch eine Uebereinkunft getroffen würde, nach welcher Freretown als englischer Boden und eben damit als eine absolute Freistätte für alle unrechtmäßig Gefangenen und Bedrückten erklärt werden würde.*). Aber bis jetzt ist dieß nicht der Fall und die Missionare sind verpflichtet, den Landesgesetzen gemäß solch' flüchtige Sklaven ihren Gebietern wieder auszuliefern wenn diese es verlangen. So mußte denn auch jene Sklavin und bald darauf noch eine zweite herausgegeben werden, wenn auch nicht direkt in die Hände ihrer grausamen Herren, so doch in die des

*)Anmerkung. Ein gutes Zeichen ist's, daß in einer Parlamentssitzung vom 4. April d. J. von einem der Staatssekretäre öffentlich der Dank der Regierung an die englisch-kirchliche M. G. ausgesprochen wurde für das, was sie bereits an den befreiten Sklaven gethan hat, zumal da dies die erste Anerkennung dieser Art gewesen ist, welche dieser Gesellschaft je von Seiten der Regierung im Parlamente zu Theil geworden ist. Es ist möglich, daß sogar Einer der Laienmissionare in Freretown zum britischen Konsul ernannt wird und die Regierung sich überhaupt noch viel direkter zu diesem Unternehmen bekennt, als seither geschehen ist. Jedenfalls werden bald Schritte geschehen, um auch dem Land-Sklavenhandel in Seijid Bargasch's Ländereien ein Ende zu machen. Zur Erleichterung resp. Ablösung von Miss. Price wird demnächst ein erfahrener See-Offizier, Commander Rußell, nach Freretown abgehn. Wie erfreulich daß sich immer wieder solche Männer finden, welche ihre Kraft der Mission zur Verfügung stellen!

Wali von Mombas. Ein anderes Mal lief so ein armer Flüchtling dem Miss. Price sogar bis Kisuludini nach, da er ihn in Freretown nicht gefunden hatte. Derselbe war auf einem Gang für seinen Herrn von Räubern ergriffen und fortgeschleppt worden, hatte sich aber wieder befreien können und war zu seinem rechtmäßigen Besitzer zurückgekehrt. Dieser hatte seiner Geschichte aber keinen Glauben geschenkt, sondern ihn in den Stock gelegt. Der arme Mensch war wie zerbrochen durch diese Behandlung und hatte sich schon vorgenommen, wenn er wieder loskäme, in den Wald zu gehen und sich das Leben zu nehmen. Aber da war ihm Freretown eingefallen. Ein indischer Kaufmann gab ihm eine Feile, mit der er sich aus seinen Banden befreite, und dann lief er stracks nach der vermeintlichen Freistätte und von dort, wie schon bemerkt, nach Kisuludini. Auch für ihn konnte Price nicht viel thun. Ein ander Mal trafen der Katechist Georg und jener alte Abe Ngoa, als sie im Nov. nach Freretown kamen, unterwegs eine ganze Karawane von 37 Sklaven, die nach Melinda gebracht wurden und von denen sie nur Einen, der seiner geschwollenen Füße wegen kaum mehr weiter konnte, zu befreien im Stande waren. Der Sklavenhändler nämlich hatte anfangs erklärt, die Karawane gehöre nicht ihm, sondern dem Wali von Mombas und als darauf der Katechist gesagt: „nun, so wollen wir miteinander zum Wali gehen", war er in solche Verlegenheit gerathen, daß er nicht zu protestiren wagte, wie jener den kranken Sklaven mit sich nahm. Gesetzlich hätte der Katechist kein Recht hiezu gehabt, aber gewiß war es christlich und recht von ihm gehandelt, wenigstens zur Befreiung dieses Einen die günstige Gelegenheit zu benutzen.

Etwas Anderes war es freilich, als eines Tages sich drei Männer aus Jibore und Melinda einstellten und bekannten daß sie, ursprünglich auch entlaufene Sklaven, jetzt davon lebten, Kinder aufzufangen und zu verkaufen. Sie versprachen ihre bösen Gewohnheiten aufgeben, sich bessern und in die Ordnung der Kolonie schicken zu wollen, und wenn man sie freundlich behandle, so würden bald noch eine ganze Anzahl Ihresgleichen kommen und auch um Aufnahme bitten. Das war eine kuriose Zumuthung an den Missionar, denn wie leicht konnte es der Fall sein, daß diese Leute Heuchler waren, welche sich bloß in Freretown einschleichen wollten, um am Ende gar die ganze Kolonie zu sprengen. Aber Price hatte Mitleid mit diesen herren-

und heimatlosen Leuten, deren sich noch mehr als hundert in jener Gegend umherzutreiben pflegen und von denen viele zu einem gewissen M'baruk oder andern räuberischen Häuptlingen sich halten. Er hoffte, daß wenn man sich ihrer annehme und ihnen Schutz gewähre, sie wirklich an ein geordnetes, arbeitsames Leben gewöhnt werden könnten, und so nahm er sie denn vorläufig für einen Monat auf Probe auf und wies ihnen eine Arbeit an.

Und in diesem Styl geht es von Tag zu Tag fort: immer neue Ansprüche, neue Sorgen und neue Aufgaben. Da erscheint z. B. mit einemmal ein Eilbote aus Kisuludini vom dortigen Katechisten, welcher schreibt, die feindlichen Wamasai seien im Begriff die Station zu überfallen und auszuplündern; wenn irgend möglich solle man alsbald ein Boot schicken, um die Frauen und Kinder in Sicherheit zu bringen! Das Boot wird abgeschickt und es kommen richtig 24 Weiber und Kinder darauf zurück. Sie müssen aufgenommen, untergebracht und beköstigt werden, wieder keine kleine Mühe! Und kaum sind sie ein paar Tage dagewesen, so kommt die Nachricht, daß nichts an der ganzen Sache gewesen, sondern dieselbe bloß aus dem dummen Geschwätz eines ängstlichen Mannes entstanden sei — wieder so ächt afrikanisch und ganz wie auf der Westküste, wo auch wirklich Kriege mit Kriegsgerüchten beständig abwechseln und man nicht weiß, welche von beiden Plagen die größere ist.

Kaum ist die Aufregung und Angst dieser Geschichte vorbei, so kommt etwas Anderes an die Reihe. Eine Deputation vom Wali und dann der Wali selbst kommt zum Missionar. Was gibt's? Zwei egyptische Kriegsschiffe haben sich an der Küste gezeigt und was können sie anders wollen, als Mombas angreifen! Da soll der europäische Missionar helfen und rathen, und er verspricht auch zu thun was in seiner Macht steht, im Nothfall sogar selbst den feindlichen Schiffen entgegenzufahren und wegen des Friedens zu verhandeln. Und richtig, ein Kriegsschiff erscheint. Ganz Mombas ist in Angst. Der Wali aber ist gerade in seinem Garten und ruht wahrscheinlich von wichtigen Staatsgeschäften aus. In seiner Abwesenheit geben seine Soldaten Feuer auf das verdächtige Schiff und bringen es richtig zum Stehen. Aber welche Schmach, als nun der Wali selbst erscheint und ohne viel Mühe in dem vermeintlichen Feinde ein Schiff seines eigenen Herrn, des Sultans von Sansibar, erkennt und durch recht demüthige Entschuldigungen den Fehler wieder gut machen

muß. Mit den egyptischen Schiffen hatte es übrigens dennoch seine Richtigkeit und Brava und Kisima wurden ja wirklich von ihnen besetzt, wenn auch Mombas ganz ungefährdet blieb. Für die Mission hatten jene Vorgänge aber noch eine besondere Bedeutung. Als nämlich ganz Mombas so in Besorgniß war und der Wali selbst sich nicht zu helfen wußte, da hatte Miss. Price einen Flaggenstock in Freretown errichten lassen, um im Nothfall die britische Fahne aufziehen und unter derselben allen eine Zufluchtsstätte zu gewähren, die davon Gebrauch machen wollten. Als nun die Gefahr vorüber war, da nahmen etliche feindselige Geister in Mombas diese Flaggenstange zum Vorwand, beschuldigten die Mission verrätherischer Absichten, verbreiteten sogar ein Gerücht, als werde in Freretown ein Angriff auf Mombas geplant und waren nahe daran mit einem fanatischen Volkshaufen die harmlose Missionsniederlassung zu überfallen. Miss. Price fühlte, daß er auf vulkanischem Boden stehe und daß eine einzige unvorsichtige Handlung oder Aeußerung den zündenden Funken für eine Explosion abgeben könnte. Der Wali zwar, dem er die Sache erklärte, versicherte ihn seines Schutzes, aber darauf war freilich nicht viel zu geben, weßwegen denn auch Price sich durch den englischen Konsul an seine Hoheit den Sultan selber wendete und von diesem, wie wir schon früher erwähnt haben, wirklich die wichtige Erlaubniß erhielt, die britische Flagge in Freretown aufziehen zu dürfen.

Und das war nicht das Einzige. Auch auf eine andere Bitte war der Sultan eingegangen. Einer der bedeutendsten Taufkandidaten aus Giriama, der bei seinem Volke in hohem Ansehen stehende Yamezi, war von dem Gouverneur in Takanugu aufs Schmählichste behandelt worden. Während er nämlich gerade auf einem Besuch bei Miss. Price in Freretown sich befand, waren die Soldaten desselben nächtlicher Weile in sein Haus eingedrungen, hatten 13 seiner Leute sammt Ziegen, Geflügel und anderem Eigenthum davongeführt und ihm den größten Schaden zugefügt. Auf einen Brief von Miss. Price hin hatte sich der Wali zwar aufs Höflichste entschuldigt, dann aber dem Gekränkten doch nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, worauf Price die Sache ebenfalls zur Kenntniß des Sultans gebracht hatte. Nun kam also hierauf die Entscheidung, der Wali solle dem unschuldigen Manne sogleich alles Geraubte wieder zurückgeben, widrigenfalls er den Zorn des Sultans auf sich laden würde.

Das war nun allerdings ein erwünschter Ausgang der Sache. Aber wie viel Noth, Mühe und Zeitverlust bringen doch solche Geschichten mit sich! Und mit welch' tiefem Schmerz muß es erst die Seele eines Christen und Menschenfreundes erfüllen, täglich soviel Elend und Unrecht mitanzusehn ohne demselben steuern zu können! Jener Sklave mit den geschwollenen Füßen, der glücklich nach Freretown gebracht wurde, hatte, als er hier ankam, noch das gabelförmige nach unten in einen 6 Fuß langen Stock auslaufende Sklavenjoch um den Hals und mußte erst mit Hülfe von Meißel und Hammer davon losgemacht werden! Nun, Miss. Price und seine Mitarbeiter thun wahrlich, was sie können. Die mitgetheilten Tagebuchnotizen sprechen deutlich genug hiefür. Und der Mann, den uns unser diesmaliges Bild darstellt, wie er sterbend auf seinen Knieen daliegt, der hat auch sich redlich gemüht bis zum letzten Athemzug. Uns aber wird irgendwie die Stimme des barmherzigen Samariters aus dem allen ins Herz hineinrufen wollen: „Gehe hin und thue desgleichen!"

Die Mission unter den Muhammedanern.

Mehrere Umstände sind in der letzten Zeit zusammengekommen, welche die Aufmerksamkeit der christlichen Welt mehr als je auf den Islam und die von ihm beherrschten Länder gelenkt haben. Der allem Anschein nach bevorstehende Zerfall des türkischen Reiches, das Vordringen Rußlands in Centralasien, die arabische Propaganda unter den heidnischen Afrikanern, das Verhalten der 40 Millionen Muhammedaner, welche in Indien sich widerwillig einer christlichen Regierung beugen müssen, die Besuchs- und man kann wohl sagen Bildungsreisen, welche der Schah von Persien und der Sultan von Sansibar in Europa gemacht haben, der Krieg zwischen Egypten und Abessinien hat neben manchem Anderen hiezu beigetragen. Und es ist gut, daß jetzt nicht bloß die Stubengelehrten, welche nur zu oft die Religion des falschen Propheten in dem rosigsten Lichte darzustellen suchten, über diesen Gegenstand sich hören lassen, sondern auch Staats- und Finanzmänner sich ernstlich dar-

lizeicorps. Acht Mann wurden hiezu ausersehen und mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung betraut, zwei davon ausschließlich für den Nachtdienst. Aber o weh! eines Sonntags wird Einer dieser Beamten betrunken gefunden und muß selbst streng bestraft werden. Der „tembo", ein stark berauschendes Getränk, das die Eingebornen jener Gegend selbst bereiten und oft bloß deßwegen trinken, um im Rausch ihr Elend zu vergessen, ist neben der Sklavenwirthschaft ein Hauptfluch des Landes.

Aber freilich, diese letztere ist das Schlimmste. Schon schwärmen, scheint's, gewisse Menschenfänger um die neugegründete Freistätte herum, um auch in diesem Teich um so bequemer ihre Fische ins Netz zu bringen. Gleich am ersten Tag der Landung, wo freilich bei der allgemeinen Verwirrung noch manches drunter und drüber gieng, war es solch einem Spitzbuben gelungen zwei der eben erst befreiten Weiber zu entführen und wieder in die Sklaverei zu verkaufen. Ein anderes Mal wurde ein Suaheli-Mann noch zu rechter Zeit dabei ertappt, wie er Einen der befreiten Sklaven zu beschwatzen suchte, daß er ihm folge — versteht sich in ein vorgespiegeltes Glück, in Wirklichkeit aber in die alte Knechtschaft. Natürlich wurde dieser Verführer ergriffen und dem Wali oder Gouverneur von Mombas übergeben, während auch der englische Konsul Bericht über die Sache erhielt. Nichtsdestoweniger wurden etwas später wieder sechs befreite Makua-Leute vermißt. Möglicher Weise waren sie aus eigenem Antrieb davongelaufen, möglicher Weise aber auch unter irgendwelchen Vorspiegelungen ins Elend gelockt worden. Im Vergleich mit solchen betrübenden Erfahrungen waren manch' äußere Unglücksfälle leicht zu ertragen. Zweimal brachen heftige Gewitterregen mit Sturm über die noch im Entstehen begriffene Ansiedlung los und durchnäßten eine ganze Reihe der leicht gebauten Wohnungen. Doch blieben gerade die befreiten Sklaven in ihren Hütten ziemlich trocken, was um so dankenswerther war, da sie noch nicht recht mit Kleidern und mit Bettwerk gar nicht versehen waren. Später bekam dann jeder eine Matte zum Schlafen, die Dächer wurden ausgebessert, wo der Regen eingedrungen war und alles immer fester und wohnlicher eingerichtet.

Natürlich stieg nun in den Meisten auch der Wunsch nach einer Art Familienleben auf. Einige waren schon früher verheirathet gewesen, andere wollten es werden. Jedenfalls konnten die schwarzen